

Das Tagebuch

Autor(en): **Goetz, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 30

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Tagebuch

VON K. GOETZ

Professor Dr. Edwin Marx, der berühmte Krebsforscher, ging in dem Zimmer seiner Frau wie betäubt auf und ab. Er konnte nicht fassen, was er da eben gelesen hatte. Vor ihm lag noch das aufgeschlagene Tagebuch seiner Frau, die er hier gesucht hatte, als er aus der Sprechstunde nach Hause kam. Hier fand er nach des Tages Mühen Ruhe und Erholung, und er war darum ein wenig ungehalten, als er seine Frau, Erika, nicht vorfand. Gelangweilt nahm er ein in Leder gebundenes Buch in die Hand, das auf dem kleinen Mahagoni-Schreibtisch lag, und warf einen zerstreuten Blick hinein. Aber schon die ersten Worte, die er las, waren für ihn so erschütternd und rätselhaft, daß er mit größter Hast und Erregung weiter las. Dabei war ihm zumute wie einem Verbrecher, der sein Todesurteil las. Die ersten Worte, die seinem zuerst unaufmerksamen, dann starren Blick mit feindlicher Kälte entgegenstrahlten, lauteten: «Ich bin jetzt 28 Jahre alt und habe noch nie glücklich geliebt...» Er blieb nun wie geistesabwesend stehen und ließ sich schwer und müde in einen Sessel fallen.

«Unverständlich», dachte er, «unverständlich, unverständlich. Unfaßbar. Kann denn kein Mensch dem anderen nahe sein? Bleibt man denn auch dem geliebten Wesen ewig fremd, daß man nicht in seiner Seele lesen kann?»

Professor Marx glaubte, mit seiner Frau in der glücklichsten Ehe zu leben. Er hatte sie vor drei Jahren geheiratet, nachdem er mit ihr nur wenige Wochen verlobt gewesen war. Schon bei der ersten Begegnung beim Abendessen in der Medizinischen Gesellschaft hatte er gewußt, daß sie die einzige Frau sei, die für ihn in Betracht komme. Er war 50 Jahre alt geworden und galt als großer Ehefeind. Darum hatte seine Heirat unter seinen Kollegen, Assistenten und Schülern geradezu Sensation erregt. Aber er lächelte still in sich hinein und ließ die Leute denken was sie wollten. Er hatte eine Art von Befriedigung, als er sah, wie er um diese Frau beneidet wurde. Sie war eine Frau aus seiner Geistessphäre. Mit ihr konnte er schweigen und lachen, und das Schweigen war ebenso wie das Lachen von einer seelischen und geistigen Gemeinschaft erfüllt. Sie nahm den größten Anteil an seinen Forschungsarbeiten. Er hatte das nie gefordert, nicht einmal erwartet, um so erfreuter war er über ihren leidenschaftlichen Wissensdrang, und vor allen Dingen über die liebevolle und zärtlich anmutende Ehrfurcht, mit der sie seinem harten Kampf gegen das furchtbare Leiden entgegenkam. Sie suchte ihn auf ihre kluge und feinfühlende Art zu entspannen, zu zerstreuen und zu erheitern, wenn er Klinik und Laboratorium verlassen hatte. Darum freute er sich täglich auf die wundervollen Spätnachmittagstunden, die er mit seiner Frau in ihrem stillen Zimmer verbrachte. Es war ihm gelungen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, wie manche Hormone in rätselhaftem Gegeneinanderspiel das Wachstum der Geschwülste hemmen, und hier glaubte er den Weg der Krebsbekämpfung gefunden zu haben. Dann war er glücklich, seiner Frau zu berichten, und dieser häusliche Triumph erhöhte seine innere Befriedigung. So floß ihm Liebe und Lebensarbeit ineinander. Er hätte nur gelacht, wenn ihm jemand erzählt hätte, daß seine Frau mit ihm nicht glücklich sei, denn er war fest davon überzeugt, daß er die glücklichste Ehe der Welt führe, die durch keinen Schatten getrübt werde.

Und nun dieses furchtbare Erwachen. Nun diese schrecklichen Geständnisse, die seine Frau dem Papier anvertraut hatte. Er las noch einmal. Vielleicht hatte er sich getäuscht:

«Ich bin jetzt 28 Jahre alt», hatte Frau Erika geschrieben, «und habe noch nie glücklich geliebt. Vielleicht ist die Fähigkeit zur glücklichen Liebe ein Gottesgeschenk wie der Glaube. Sie setzt Inbrunst voraus, fern jeder Kritik und jedem Zweifel. Ich bin eine zu wache und klare Natur und sehe mehr das Trennende als das einigende Band. Ich habe zwei Männer geliebt, in ihrer Art bedeutende Menschen und vornehme Charaktere. Trotzdem war ich ihnen innerlich fremd gelieben, und je länger ich sie kannte, desto mehr erkaltete mein Herz.

Als junge Studentin liebte ich den Philosophieprofessor Hymos. Jede seiner Schriften las ich mit herzklopfender Begeisterung, denn er war ein klarer und tiefer Denker. Als ich ihn dann persönlich kennenlernte, wurden meine Erwartungen noch übertroffen. Der Tag, an dem ich ihn heiratete, schien mein Glück endgültig zu machen. Er war der ritterlichste, heiterste, schlichteste Mensch, durchaus nicht ein griesgrämiger, menschenstauer Gelehrter und Bücherwurm. Er posierte nie den tiefen Denker, sondern war stets Gesellschaftsmensch. Mir sogar zuviel. Als ich ihn eines Tages einigermaßen befreimdet danach fragte, erwiderte er mir: «Zwei Seelen wohnen in meiner Brust, um mit Faust zu sprechen. Die eine hat ihr Reich in der Welt der Unterhaltungen und Amusements, die andere, nächtliche, denkt in der Einsamkeit und schafft.» Ich lernte aber nur diejenige kennen, die am gesellschaft-

lichen Vergnügen Gefallen fand und Anteil nahm. Von seinen Arbeiten sprach er nie mit mir ein Wort. Das entfremdete mich ihm, denn ich hatte das Gefühl, sein Spielzeug zu sein. Eines Tages stellte ich ihm darüber zur Rede, weil ich fühlte, daß ich so an seiner Seite nicht leben konnte. Er beruhigte mich in seiner spielerischen, zärtlichen Art, die ich zuerst entzückend und männlich fand, später aber als eine Entwürdigung und Erniedrigung betrachtete.

«Du bist mein süßes Frauchen», sagte er lachend, indem er mich auf den Schoß nahm. «Laß doch die Philosophie. Im Leben bin ich Mann und nicht Philosoph. Ich will das Leben genießen und zwar mit dir.»

«Hast du denn keine Sehnsucht danach, daß deine Frau an deiner Lebensarbeit Anteil nimmt?» fragte ich ihn mit zitterndem Herzen. Er hörte aber nicht meinen Wunsch, ihm auch eine Kameradin zu sein, sondern sagte:

«Ach, weißt du, nein. Diese Sehnsucht habe ich nicht. Ich weiß, es gibt Männer, die wollen, daß ihre Frauen an sie glauben. Ich brauche diese Stütze nicht. Ich brauche eine wundervolle Geliebte, wie du bist.»

«Du brauchst eine Puppe und Zerstreung», erwiderte ich ihm gekränkt. «Du bist so selbstherrlich, so eigennützig, daß du nicht einmal danach fragst, was ich brauche.»

Da wurde er kalt und abweisend. Und seltsamerweise, ich sah ihn von jetzt an in einer ganz anderen Art, die mit meinem bisherigen Ideal nur noch wenig gemeinsam hatte, denn bisher war er nie unberrscht und hochfahrend. Jetzt zeigte er zum ersten Male diese Charakterzüge, die mich ihm völlig entfremdeten. Ich werde nie den Ton vergessen, mit dem er zu mir sprach, der wider seinen Willen aus ihm hervorbrach und seine Seele entlartete:

«Kind, du machst mich nervös. Meine Arbeit ist kein Gesellschaftsspiel, sondern ein harter Kampf mit den Dingen in der Einsamkeit. Offenbarungen kommen nur selten am Kaffeetisch. Du mußt mich eben nehmen wie ich bin, und ich glaube, ich gebe dir noch genug.»

Ich erwiderte ihm kurz, daß ich nicht die demütige Magd bin, die sich von dem gnädigen Herrn einige Brosamen zuwerfen läßt. Ich lasse mich mit seinem Menschlichen, Allzumenschlichen nicht begnaden, denn ich emp-

finde das nicht als Liebe, sondern als Schimpf. Er war über meine Worte entsetzt, denn er war sich keiner Schuld bewußt, und grade das zeigte mir, daß er auch nicht einmal ahnte, daß wahre Liebe auch geistige und seelische Gemeinschaft sein müsse. Kein Mensch verstand, warum ich mich von ihm scheiden ließ...

Dann heiratete ich meinen jetzigen Mann. Obwohl er doppelt so alt ist wie ich, habe ich ihn sehr geliebt. Schon bei unserem ersten Zusammensein schloß er sich eng an mich an, und ich fühlte, daß es nicht nur eine körperliche Annäherung war, sondern auch eine geistige, die ich bei meinem ersten Mann so sehr vermißt hatte. Er eroberte mich völlig durch seine immer gleich bleibende zärtliche Kameradschaftlichkeit und durch das ruhige Glück, das ihm aus den Augen strahlte, wenn er mich sah. Ich wußte aber — durch meinen ersten Gatten in dieser Beziehung verwöhnt — nicht, daß eine Frau stets unworben, erobert und unterworfen sein will. Es beglückte mich zwar zu wissen, daß seine Arbeit ihm dadurch zu einer noch größeren Erhebung wurde, daß ich mich mit ihm an seinen Erfolgen freute. Seine Liebe und sein Lebenswerk waren untrennbar verbunden. Aber er war zu sicher und zu ruhig in meinem Besitz. Ich kannte bei ihm nie das Gefühl, auch als Weib Bedeutung zu haben, die Glut und Stürme der Triebe zu erleben. Das Spielerische, Kindliche, Animalische in der Frau blieben unbefriedigt. Ich suchte den Mann, und er suchte den Widerhall seines Geistes. Mein Blut wurde matt und meine Liebe starb. Sie wurde Zuneigung und Freundschaft.»

Der Professor ließ das Tagebuch sinken. Jetzt, wo er ruhiger und klarer war, stellte er sich mit Befriedigung fest, daß seine Frau recht hatte. Aber es sollte anders werden. Er kannte nunmehr den Weg, ihre Liebe wieder zu erobern. In diesem Augenblick hörte er die Entreetür gehen. Es war offenbar seine Frau. Schnell legte er das Buch auf den Tisch und deckte eine Zeitung darüber. Er hatte das Gefühl, in die Seele seiner Frau einen Einbruch verübt zu haben; und das sollte sie nie erfahren. Er erhob sich jugendlich frisch und hoffnungsfroh und ging seiner Frau entgegen.

«Wo warst du, Liebster?» begrüßte er sie.

«Beim Frauenarzt», erwiderte sie, wobei sie ihn mit einem feuchten Schimmer der Zärtlichkeit in den Augen ansah.

«Beim Frauenarzt?» fragte er unruhig. «Fehlt dir etwas?»

«Fehlen?» lächelte sie, «nein, mir fehlt nichts. Ach, Liebster...» Mit diesen Worten sank sie an seine Brust. Er zog sie in überströmendem Gefühl an sich, als sie flüsterte: «Wir bekommen ein Kind. Nun wird alles wieder gut.»

Das «Glück» in Florida

«Herrlich», dachte ich, «Kellnerin in Palm Beach; das bedeutet Karriere. Ich werde viel Geld verdienen». Freudig erledigte ich meine Gebühren im Stellenvermittlungsbüro in der Madison Avenue.

Da stand ich nun zwischen 150 Kellnerinnen — unsere Uniformen wechselten täglich dreimal — in Reich und Glied. Der Oberkellner (der niedrige Ausdruck paßt schlecht für den vornehmen Lord im seidenbeschlagenen Frack) klatscht zweimal in die Hände, alle Köpfe drehen sich nach links, worauf er mit seiner Adjutant, die «captain» genannt wird, die Reihe abschreitet. Seine Einwendungen gegen eine Kellnerin machte er nie direkt, sondern immer nur durch «the captain».

In dem lila und golden, mit tropischen Pflanzen geschmückten Speisesaal haben sich aus allen Teilen Amerikas jene Menschen versammelt, die ihren Reichtum am nachdrücklichsten betonen wollen. Welch eine Schau-stellung von Juwelen, Spitzen, Pariser Toiletten und gespenstisch unwirklich geschmückten Frauen. Die Musik spielt, die Musikanten verrenken alle Glieder, die Gäste aber sitzen unbeweglich da. Auch während sie essen, zeigen sie mit jeder Handbewegung. Es wird kaum gesprochen, nur reichlich getrunken. Hundert Dollar muß man mindestens täglich in diesem Hotel ausgeben. Und doch ist es ein Armutszeugnis, im Hotel zu wohnen. Man muß schon mindestens ein eigenes Haus und zahlreiche Dienerschaft haben, um an dieser Küste für voll angesehen zu werden. Und gelingt es einem nicht, ein vornehmes Haus zu finden, so ist es immer noch vornehmer, in einem Hausboot zu wohnen als im Hotel. Trotz der Krise.

Abenteurerinnen und «Snobs»

Kein anderer Kurort der Welt ist so wenig international — wenn man vom Personal absieht und von einigen geldlosen französischen und britischen Aristokraten — wie Palm Beach. Abenteurerinnen? Die «von Herren bevorzugten Blondinen» kommen nicht nach Palm Beach. Ein großer Teil der nicht sehr zahlreichen jüngeren Männer sind Detektive, die die einzige Auf-

gabe haben, die zur Schau gestellten Juwelen zu bewachen.

Die «Abenteurerinnen», die Palm Beach besuchen, um zu Geld zu kommen, sind verarmte, sehr vornehm wirkende Damen der Gesellschaft. Sie vermitteln gegen außerordentlich gepfefferte Rechnungen, Verbindungen zwischen den «social-climbers», den «Gesellschaftskletterern» und den schon «Arrivierten». Sie geben «luncheons» oder «dinners» in den exklusiven Klubs auf Rechnung der Emporkömmlinge, und laden dazu auch ihre hochgestellten Freundinnen ein. Allerdings nehmen diese die Einladung nicht immer an, aber das macht ja weiter nichts. Die Rechnung für das Fest, nebst Honorar für die Gastgeberin, bezahlt der «climber» dennoch, auch bei unvollständiger Gästeliste.

Auf Damast und Blechgeschirr

Ich bediente zwei alte Mummies aus Philadelphia, die ihre vertrocknete Haut mit Brillanten und Perlen vollbesät hatten (das war mein einziger Tisch, denn in diesem Hotel hatte jeder Tisch seine eigene Bedienung). Die leichteste Angelegenheit im Saal, versicherte mir der Lord. Tatsächlich näherten sich die beiden fast ausschließlich von Tee und Toast, trotzdem die Speisenfolge, für die sie ja doch zahlen mußten, alle erdenklichen Leckerbissen der Welt aufwies. Die Schwierigkeit bestand nur darin, daß die gerösteten Brote eine unerhört wichtige Rolle in ihrem Leben spielten. Sie mußten unbedingt eine gewisse, goldgelbe Farbe und einen ganz bestimmten Wärmegrad haben, sonst wurden sie unbarmherzig in die Küche zurückgeschickt.

Aber ich brauchte wenigstens nicht, wie die meisten meiner Kolleginnen, die bedeutend naschhaftere Gäste bedienten, Tantalusqualen zu erdulden.

Denn in der Küche achtete man sehr darauf, daß Kellnerinnen nicht unbefugt Kostproben zu sich nahmen. Man durfte die wunderbaren Austern-Stews, die gerösteten Hummern, die Hasenpasteten riechen, aber das war alles. In der Mitte der ungeheuren Küche (die Speisenausgabe an das Personal erfolgte im Kreis) saß in